

XXVI. Herr von Moser und die Pharmazenten.

Apotheker Paul Hofmeister in Moser's Lustspiel „Krieg im Frieden“. —

Da haben wir wieder den ungeschliffenen, oft geradezu kindlichen, täppischen Vertreter unseres Faches, wie er mir, Gott sei Dank, im Leben auf dieser Erdkugel nie begegnet ist und wie, sollte man glauben, ihn Moser sich vielleicht auf dem Monde gedacht hat, wenn auch die ganze Handlung auf unserer lieben Erde vor sich geht. Indes selbst angenommen, daß die Lustspielfirma Moser & Schönthan in irgend einem verborgenen Winkel ein ähnliches Exemplar eines Apothekers, wie sie es uns vorzuführen beliebt, entdeckt habe, — warum in aller Welt immer wieder mit Gewalt die Ausnahmen auf die Bretter schleppen, welche die Welt bedeuten, und warum nicht frisch-fröhlich die Gestalten nach Goethe'schem Rezept aus dem vollen Menschenleben gegriffen?

Ich habe mich bemüht, von den Verlegern der verschiedensten Werke wie: „Apotheker Heinrich“, „Phosphorus Hollunder“ &c., die entsprechenden Kritiken einzufordern, und habe solche auch dankend erhalten, indes in keiner einzigen der Rezensionen wurde merkwürdiger Weise ein Wort über die fast stets eigenthümliche Behandlung der Apotheker laut, bis denn doch schließlich Moser mit obigem Lustspiel und dessen Fortsetzung „Reif-Reiflingen“ gewissermaßen dem Fasse den Boden ausschlug und eine Replik und Duplik über diesen Gegenstand herbeiführte, welche ich am Ende dieser Betrachtung anfügen werde.

Ein Mann, der in den feinsten Familien verkehrt und schließlich des Herrn Stadtrath Töchterlein zur Frau erhält,

der nach dem Ankaufe der Löwenapotheke bei seinen Antrittsvisiten überall dieselbe auswendig erlernte Rede vom Stapel läßt, oft mit zwei- bis dreimaligem Anlauf, um immer wieder stecken zu bleiben, nachdem er glücklich herausgebracht hat, daß er seine Kinderjahre in seiner Geburtsstadt an den schönen Ufern des Rheins oberhalb der Neckarmündung verlebte, der vom Militär keine blasse Ahnung hat und bei einem Feste, zu welchem er aus irgend einem Grunde Militärmantel und Mütze von seinem Freunde, dem Stabsarzt, angelegt erhalten, den General durch Abnehmen der Mütze grüßt zc. zc., eine derart läppische Figur bietet Moser dem Publikum in seinem Lustspiel „Krieg im Frieden“.

In dem anderen Schwanke „Reif-Reiflingen“, welcher uns Hofmeister als Elsas Gatten vorführt, finden wir den Herrn Apotheker als Pantoffelhelden vom reinsten Wasser wieder. Er muß sich in Gesellschaft von seiner Frau sagen lassen: „Mein Mann konnte mir beim Packen nicht helfen, der ist viel zu unpraktisch —“ was gerade von einem Apotheker kein Mensch glauben wird. Ihres Mannes Zimmer hat Frau Hofmeister lederfarben anstreichen lassen, „weil er so viel raucht — zu häßlich das Rauchen — ich werde es ihm aber schon abgewöhnen“ zc. zc. Ueberhaupt ist Elsa, welche im ersten Schwanke wie ein Vöglein nach Hofmeister's Liebe girrt, im zweiten kaum wiederzuerkennen, aber sie hat ihren Mann gezogen, und das verdankt sie ihrer Mama, die da gesagt hat: „Wenn Du Deinen Mann in den ersten Jahren Deiner Ehe nicht ziehst, dann gelingt es Dir nie. Ich habe meine Schuldigkeit gethan — es ist auch zu seinem Glück.“

Auch glaube ich behaupten zu können, daß wohl jeder unserer jüngsten Fachgenossen der Dame seines Herzens seine Gefühle mit mehr Geschick verrathen wird als unser armer Hofmeister, der das ganze Theaterstück hindurch die schwere Last seines Herzensgeheimnisses mit sich herumschleppt, um schließlich, als der Stabsarzt ein Alleinsein mit Elsa herbeigeführt hat, seine Liebeserklärung in folgender geistreichen Weise einzuleiten:

„Hm! hm! — Wenn ich nur wüßte, was ich sagen sollte. —“

Die Uhr schlägt. Hofmeister zählt die einzelnen Schläge mit. Wieder sehr geistvoll: „Wenn ich mich nicht verzählt habe, hat es 11 geschlagen.“

Hofmeister: Es war doch sehr schön gestern Abend.

Elsa: Ach ja, die schöne Musik.

Hofmeister: Und die herrliche Sommernacht.

Elsa: Ich war ganz poetisch gestimmt.

Hofmeister (schnell): Ich auch, ich habe sogar noch ein Gedicht gemacht, als ich nach Hause kam.

Natürlich! Dichten zum Ueberfluß muß unser Held auch noch, das hat er mit „Phosphorus Hollunder“, sowie dem Lehrling in Heiberg's „Apotheker Heinrich“ und vielen anderen der hier behandelten Kollegen gemeinsam und das liegt bei der äußerst poesievollen Beschäftigung, welche unser Fach mit sich bringt, auch allzu nahe!

Zum Ueberfluß nun bringt Moser in Hofmeister's Provisor Theobald Blum im zweiten Schwank einen neuen Vertreter unseres Fachs auf die Bühne, welcher sich, was Karikatur und Uebertreibung anbelangt, in nichts von seinem Herrn Prinzipal unterscheidet. Moser läßt ihn gleich durch die Mitte eintreten mit schwarzem Regenmantel, sehr bescheiden und schüchtern.

Da der Chef nunmehr verheirathet ist, muß Blum natürlich den Verliebten abgeben; er liebt Bertha, des Förster's Hartmann Tochter, und Hofmeister hat ihn zu diesem gesandt, um Patronen für seine Besaucheux-Flinte zu holen. Natürlich ist Hofmeister auch Jäger — von dieser Seite läßt sich ihm ja leicht wieder eins versehen. Also Hofmeister hat keine Patronen. „Willen thun es da freilich nicht“, stichelt Hartmann, und unserm Provisor wird der abgeschmackte Witz in den Mund gelegt: „Aber der Herr Prinzipal bittet, Sie möchten ja nicht zu viel Pulver hineinladen.“

Hartmann entgegnet: „Meine Patronen sind nach richtigem Rezepte gemacht, darauf kann sich der Herr Apotheker verlassen“, und entfernt sich, um die Patronen herbeizuschaffen.

Die geschraubten Redewendungen, mit welchen Blum nunmehr seine Angebetete erfreut, lassen uns errathen, daß Blum an der „Dichteritis“ leidet.

„Die Erwartung, Sie zu sehen, leuchtete mir wie der Abendstern und ließ meinen Füßen Flügel“, sagt Blum.

Aber gerade diese Redeweise scheint es Bertha angethan zu haben: „Wie hübsch Sie das wieder ausdrücken können“, meint sie.

„O wenn ich Sie sehe“, fährt Blum fort, „ist es, als hauchte mir die Muse einen Kuß auf die Stirn. Ihr Anblick begeistert mich“.

Nachdem sich Blum empfohlen hat, meint Hartmann: „Da siehst Du, was das für ein Mensch ist — gar keine Bildung.“ Und als Bertha ihren angebeteten Provisor und Poeten dazu entschuldigen will, behauptet Hartmann, der Tochter die Backen streichelnd:

„Du kannst einen besseren Mann bekommen, als solchen Giftmischer.“ —

Eine folgende Scene zeigt uns wiederum Hofmeister als Ritter von der traurigsten Gestalt und als Pantoffelhelden *comme il faut*. Seine Frau hat ihn rufen lassen und er tritt auf, Schutzärmel über den Rock gezogen, einen kleinen Porzellanapf mit Reibekeule in der Hand — rührend.

Es entspinnt sich zwischen Hofmeister und Frau Gemahlin folgendes Gespräch.

Hofmeister: Ich habe augenblicklich gar keine Zeit — doch Du hast befohlen.

Elsa: Ja, aber stelle erst einmal das häßliche Zeug fort — es riecht ja abscheulich.

Hofmeister: Es ist nur Kampher, mein Herz.

Elsa: Den Geruch kann ich gar nicht ausstehn. — (Mit dem Taschentuch abwehrend.) Geh nur — geh’!

Hofmeister: Wie Du wünschest — (will gehen).

Elsa: Nein — Du sollst hier bleiben — ich habe mit Dir zu reden.

Hofmeister (reibend): Ja, das muß fortgerührt werden — ich werde es hinuntertragen und gleich wiederkommen.

Bertha, welche gerade zugegen, meint: „Bitte, das kann ich ja thun“. Sie erhält von Hofmeister den Auftrag, den Napf selbst dem Provisor zu übergeben, was sie begreiflicherweise von Herzen gerne ausführt.

Wie Frau Hofmeister den Pantoffel zu schwingen weiß, zeigt uns folgendes:

Elsa: Du willst freilich nur immer selbst kommandiren.

Hofmeister (kläglich): Ach, Du mein Gott.

Elsa: Ich glaube gar. — Du thust — als wenn Du unter dem Pantoffel stündest?

Hofmeister: Ja! —

Elsa (böse): Wie?

Hofmeister: Ich meine — nein —

Elsa: Also die Sache mit dem Ball ist abgemacht —

Hofmeister: Nein — —

Elsa (böse): Wie?

Hofmeister: Das heißt — ja — mein Herz.

Elsa: Du drückst Dich heute sehr undeutlich aus. —

Eine Duellscene eigenthümlicher Art zwischen Blum und Reif sei der Kuriosität halber ebenfalls hier erwähnt.

Blum, welcher sich von Reif betrogen glaubt, tritt in düsterer Stimmung ein:

Mein Herr, fährt er den erstaunten Reif an, kennen Sie die Geschichte vom Uria?

Reif: Uria?

Blum: Es war ein reicher Mann, der hatte viele hundert Schafe, und ein armer Mann — der hatte nur ein einziges Schaf — das bin ich.

Reif: Was wollen Sie denn jetzt mit der Schafgeschichte?

Blum: Ich stehe als ein armer Mann hier. — Sie sind der König David.

Reif: Mein bester Provisor — Sie scheinen sehr guter Laune — ich bin augenblicklich gar nicht aufgelegt, Witze zu machen. Leben Sie wohl.

Blum (ihn haltend): Gestatten Sie, wir sind noch nicht fertig. (Nimmt zwei Pulver aus der Tasche.) Hier sind zwei Pulver.

Reif: Bon!

Blum: Eins ist Brausepulver, das andere ist Arsenik.

Reif: Da seien Sie nur recht vorsichtig damit!

Blum: Eins für mich — eins für Sie!

Reif: Da bitte ich um das Brausepulver.

Blum (indem er die Pulver in der hohlen Hand schüttelt):
Ich schüttele sie durcheinander — so — bitte. — (Präsentirt
Reif die Pulver.) Wählen Sie!

Reif (ein Pulver nehmend): Zu gütig. (Steckt das Pulver
in die Tasche.)

Blum (feierlich): Morgen wenn die Glocke 12 schlägt.

Reif (ihn nachahmend): Wenn die Glocke 12 schlägt —

Blum: Dann nimmt jeder sein Pulver, einer verliert das
Leben.

Reif: Sie scheinen den Verstand verloren zu haben, bester
Provisor. (Geht nach hinten.)

Blum (feierlich): Um 12 Uhr — um die Mittagsstunde —

Reif: Wünsch' Ihnen wohl zu speisen! — —

Na, die Hauptsache ist auch hier: sie kriegen sich, Reif seine
Friska, Blum „seine Muse“, „seinen Abendstern“, und alles löst
sich zum Schluß in Wohlgefallen auf.

Die Art und Weise, in welcher sich Herr v. Moser in der
Verwerthung des Apothekers, und zwar im Sinne einer komischen
Figur, auf der Bühne gefällt, rief nun auch endlich die gerechte
Entrüstung und Zurückweisung seitens größerer Tageszeitungen
hervor.

Ueber den Provisor Klein im „Krieg im Frieden“ sagt
K. v. Gottschall in der „Leipziger Ztg.“ vom 14. April 1878:

„Eine kuriose Rolle ist der sentimentale Provisor Klein mit
seiner lispelnden Sprechweise und seinem edlen Herzen. Wir
wissen nicht, ob wir uns des wackern Jünglings freuen oder
über Gefühle lachen sollen, die in so merkwürdiger Weise „dem
Gehege der Rippen“ entfliehen. Herr Stöckel vermied mit Recht
den derbkomischen Farbauftrag, der hier so nahe liegt; aber
der platonische lispelnde Provisor hat berechnete Ansprüche auf
unser warme Theilnahme, welche eine maßvolle Darstellung zur
Geltung bringt.“

Im gleichen Sinne äußerte sich der „Schwäbische Merkur“
in seiner Nr. 216 vom Jahre 1882:

„Am wenigsten haben die Apotheker Grund, sich bei
Herrn v. Moser für dieses neue Opus zu bedanken.

Denn nicht genug, daß der aus „Krieg im Frieden“ bekannte Herr Paul Hofmeister auch im „Reif-Reiflingen“ fortfährt, diesen Stand nicht eben würdig zu repräsentiren, in dem neuen Lustspiele tritt auch noch ein Provisor in der Apotheke auf, der als ein so pitoyabler Liebhaber erscheint, daß man sich zu glauben veranlaßt sieht, Herr v. Moser bringe die Hasensfüße mit dem Studium der Chemie und Pharmazie in eine keineswegs gerechtfertigte Verbindung. Uebrigens wurden die beiden Angehörigen des Apothekerstandes ganz im Sinne des Autors und auch zur vollen Zufriedenheit des Publikums gegeben. Ueberhaupt schien sich die Zuhörerschaft im großen Ganzen sehr gut bei dem Stück zu unterhalten, das eine lächerliche Situation auf die andere häuft. Eine andere Frage ist es, ob aus solchem Wirrwarr der Geschmack des Publikums irgend einen Gewinn ziehen kann und ob er nicht umgekehrt mehr und mehr herabgedrückt wird.“

Und eine Berliner Kritik schrieb unter anderm über das Stück:

„Der Apotheker Paul Hofmeister ist noch immer Provisor geblieben und wird von Reif spöttisch als „pharmazeutischer Fährich“ bezeichnet. Eine Eifersuchtszene zwischen den beiden führt zu einem drolligen amerikanischen Duell: der Provisor nimmt aus der Westentasche zwei Pülverchen, von welchen er das eine als Brausepulver, das andere als Arsenik bezeichnet. Das Loos muß entscheiden, wer das Gift zu nehmen hat. Es ergeben sich darum allerlei komische Situationen, an welchen das Stück überhaupt nicht arm ist. Nach der Meinung von Unbefangenen wird es auf Possenbühnen am leichtesten auf Erfolg rechnen können.“

Zu guter Letzt weist auch die „Kölnische Ztg.“, welche sich durch einen Roman von Otto Müller den Zorn der Apotheker und deren Fachgenossen zugezogen hatte, die Scharfe wieder aus mit folgender Kritik der Moser'schen Lustspiele:

„Was mögen dem Herrn Gustav v. Moser wohl die Pharmazeuten zu Leide gethan haben, daß er sie in fast allen seinen Stücken zum Gegenstande seiner billigen Scherze macht? Wenn die Naturgeschichte des Apothekers, welche aus Moser's Schwänken zu entnehmen ist, zutreffend wäre, so würde sich mindestens

folgendes ergeben: Der Apotheker — *schauta pavidam medicinalis* — ist außer mit einem störenden Sprachfehler mit zu großen Nasenlöchern und zu großer Verliebtheit behaftet; seine geselligen Umgangsformen lassen so viel zu wünschen übrig wie die Gesundheit seiner Hirnthätigkeit, er wirft mit Vorliebe Stühle und Vasen um, verwechselt Mägde mit der Dame des Hauses und setzt sich auf fremde Hüte; er ist furchtsam wie ein Hase und eifersüchtig wie ein Hirsch, mit Schießgewehren weiß er niemals und auch mit Giften nicht immer ganz zuverlässig umzugehen; seine Nahrung besteht Tage lang nur aus Versen, Zitherspiel und Mondschein; in Folge dessen gelingt ihm ohne fremde Hülfe nie die Eroberung eines Weibchens, ist ihm dieses aber endlich zugeführt, so wird er bald sehr zahm und der letzte Rest seines unbequemen Wesens sinkt zu einfältiger Harmlosigkeit herab. — Abgesehen davon, daß ein Urbild dieser sonderbaren Menschenklasse schwerlich zu finden sein wird, will es uns des gewandten Bühnendichters nicht recht würdig erscheinen, daß er in seinem neuesten Schwank „Reis-Reislingen“ diese abgeschmackten Karikaturen um zwei neue vermehrte.“

Daß sich das Stück, nachdem der Reiz der Neuheit verschwunden, nur noch auf „Poffenbühnen“ halten wird, ist auch unsere Meinung.

Trotzdem wollen wir nicht verkennen, daß uns Moser mit seinen Schwänken manchen vergnügten Abend bereitet hat und auch jedenfalls noch bereiten wird, wenn der letzte Akt vom Schauspieler seines Lebens längst ausgespielt ist. Wir bedauern es auch deshalb trotz alledem, daß die vor wenigen Wochen begangene Feier des 70. Geburtstages des greisen Dichters an dem deutschen Volke ziemlich spurlos vorübergegangen ist. —

Wie charakterfest indeß die „Wölnische Zeitung“, nachdem sie Herrn v. Moser ziemlich energisch den Text gelesen hat, vorgeht, möge uns die Nr. 262 des Blattes aus dem Jahre 1885 zeigen, in dessen Feuilleton sich ein Roman von Friedrich Friedrich „Das Pflegekind des Junggesellen“ befindet.

Wir haben diesen Roman schon früher ausführlicher behandelt. Wie sich der Leser erinnern wird, kommt in demselben

ein Apotheker Philippi vor, über dessen Beruf und Persönlichkeit der Autor dritten Personen folgende Worte in den Mund legt:

„Die Mitglieder des lustigen Klubs der Ledigen hatten mehrere Sitzungen gehabt, ohne daß Sand theilgenommen. Philippi hatte jedes Mal an die Versammelten die Frage gerichtet, wo nur der Doktor bleibe, und jedes Mal hatte Conti ihm geantwortet, er möge, wenn er seine Neugierde nicht bezähmen könne, Sand aussuchen und an ihn selbst die Frage richten.

„Ich bezweifle zwar, daß er Ihnen genaue Rechenschaft ablegen wird,“ fügte er hinzu, „denn ein Arzt hat mehr und wichtigeres zu thun als ein Apotheker, der nur unnütze Tropfen zusammenmischt und dafür ein sündhaftes Geld nimmt, aber Sie haben dann doch die Genugthuung, daß Sie nicht mehr wissen als wir, obschon Sie versucht haben, an der Quelle zu schöpfen.“

Philippi protestirte eifrig gegen diese Geringschätzung seines Berufes.

„Bitte, ich begreife nur nicht, weshalb Sie bei solcher Ansicht selbst in wiederholten Fällen solche unnütze Tropfen von mir gekauft haben“, entgegnete er. „Ich bereite übrigens die Medicinen nur nach den mir vorgeschriebenen Verordnungen der Aerzte.“

„Besten Freund, Sie begreifen das nicht!“ rief der Maler lachend. „Ich habe in meinem Leben so viel Thorheiten begangen, daß ich auch diese offen eingestehen kann. Ich habe aber noch einen anderen Grund. Mein Wahlspruch ist: Leben und leben lassen! Ich bestreite zwar die Nothwendigkeit und den Nutzen der Apotheker, da dieselben indessen einmal vorhanden sind, so hat meine Gutmüthigkeit mich getrieben, Sie zu unterstützen. Sie denken weniger edel, denn noch haben Sie sich von mir nicht malen lassen, und doch habe ich längst darauf gehofft, weil ich bei Ihrer kleinen Gestalt ganz erheblich an Leinwand und Farben sparen würde.“

„Ich bin nicht eitel genug, um mich malen zu lassen“, entgegnete Philippi.

„Vieles Freund, Sie nicht eitel!“ fiel Conti ein. „Sie lassen sich alle vier Wochen photographiren und ziehen bei jeder Auf-

nahme Lackstiefel an, obschon auf keinem Bilde Ihre Beine zu sehen sind. Sie tragen täglich frischgewaschene Vatermörder, und wenn das Haus Ihres Nachbarn in Flammen stände und Sie denselben benachrichtigen wollten, so würden Sie doch vorher ein Paar feine Glacéhandschuhe anziehen". —

Auch in einer der von Ernst Eckstein unter dem Kollektivnamen „Sturmnacht“ herausgegebenen Novellen findet sich eine seltsame Anspielung auf unseren Stand und seine Mitglieder, über welche Auslassung im Juni 1878 ein privatfirrender Kollege an die Redaktion der „Pharmazeutischen Zeitung“ berichtet:

„Zu meinem Zeitvertreibe lese ich eben „Sturmnacht“, neue Novellen von Ernst Eckstein, 1878. Im zweiten Bande, in der Novelle „Vittorio“ pag. 129 al. 2, findet sich in der zweiten Hälfte folgender Passus:

„Die Nacht ist so wonnig, daß ich keine Lust verspüre, mich wie ein Apothekergehilfe in die dumpfigen Decken meines Bettes zu wickeln.“

„Zedenfalls“, bemerkt der Herr Einsender, „ist das Kompliment weder für die Herren Gehilfen, welchem Stande ich einst anzugehören mir heute noch zur Ehre rechne, ein schmeichelhaftes, noch für die Besitzer, denn ein gut gelüftetes, nicht dumpfiges Bett wird wohl jedem Herrn geboten. — Ist es nicht möglich, dem großen Schriftsteller dies unter die Nase zu reiben?“

Der Herr Kollege hat dann noch dem betr. Passus des Buches, welches im dortigen Leseverein zirkulirte, eine Randbemerkung beigefügt, welche zwar ein wenig „stark“, aber darum doch nicht ganz ungerechtfertigt war.

Zedenfalls können wir obiger Versicherung, daß einem jeden Herrn heutzutage ein gutes Bett zur Verfügung steht, nur beistimmen, und das hätte auch der kluge Schriftsteller Ernst Eckstein wissen können.